

Das fremde Gesicht in der Dropbox



Ein kurzer Griff in die Tasche und schon ist das Handy weg. (Foto: dav)

Echt scheiße: Mein Handy ist weg. Ein kleiner Trost wiederum, wenn das eigene Handy mit der Dropbox verknüpft ist und kurze Zeit später diverse Bilder des vermeintlichen Täters dort auftauchen. Nach dem ersten Schock stellte ich eigene Ermittlungen an – bisher leider ohne Erfolg. Das nächste Handy werde ich besser schützen.

Kennt bestimmt jede*r: Nach einer durchzechten Nacht nach Hause fahren, die Haltestelle verschlafen, wach werden und als erste panische Reaktion: Erstmal Aussteigen. Egal, wo man gerade ist und wo man eigentlich hin will. Zweite panische Reaktion: Taschencheck. Portemonnaie, Schlüssel, Handy. Ein wirklich unangenehmes Gefühl, wenn Letzteres nicht mehr aufzufinden ist. Am nächsten Morgen wird in sämtlichen Fundbüros angerufen, um nach gefühlt stundenlangen Telefonwarteschleifen von netten Sachbearbeiter*innen enttäuscht zu werden. Die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit meinem Telefon schwand.

Doch nach zwei Tagen kam Bewegung in den Fall. Ein neues Bild in meiner Dropbox, im Ordner „Kamerauploads“. Ich hatte bereits vor einiger Zeit auf meinem Smartphone die automatische Synchronisation von Fotos eingestellt, um auch vom Computer auf die Bilder zugreifen zu können. Dem neuen Besitzer meines Handys war dies scheinbar nicht aufgefallen. Er hatte das Handy nicht auf die Werkseinstellungen zurück-

gesetzt. Das Bild zeigte das Innere eines Imbisses. Wenig hilfreich um Rückschlüsse auf den Täter zu ziehen. Doch der Ehrgeiz hatte mich gepackt. Die Schnitzeljagd war eröffnet.

Ich und seine Gang

Im Abstand von etwa zwei Tagen erschienen immer wieder neue Schnappschüsse. Mal gönnte er sich ein paar trendige neue Nike Air bei Footlocker, mal verbrachte er mit Freunden den Tag im Park. Er schien sich generell viel im Park aufzuhalten. Schön zu sehen, dass es noch Menschen gibt, die auch mal raus gehen und nicht nur den ganzen Tag in den eigenen vier Wänden hocken. Die Clique wuchs mir langsam ans Herz. Ich durfte bei ihrem Ausflug nach Aachen dabei sein und habe sogar Eindrücke vom Abschiedsspiels des Ex-Dortmunders Dedé sammeln können. Ich hatte beinahe ein schlechtes Gewissen aufgrund meiner voyeuristisch anmutenden Tätigkeit. Aber langsam wurden die Hinweise konkreter: Mehrere, fast schon athletisch anmutende Posen vor dem Bochumer Hauptbahnhof, in der Straßenbahn und im Bochumer Bermuda-Dreieck verriet mir seine Heimatstadt.

Aber was tun mit den Erkenntnissen und Fotos? 2012 schoss ein Blog namens „Life of a stranger who stole my phone“ einer jungen Frau durch die Decke, der Ähnliches passiert war. Während ihres Urlaubs auf Ibiza wurde ihr Handy geklaut. Kurze Zeit später entdeckte sie ebenfalls Bilder des Täters in ihrer Dropbox und entschloss sich kurzerhand, sämtliche Bilder online zu stellen. Natürlich nicht ohne kurzen sarkastischen Kommentar. Problematisch daran: Die Persönlichkeitsrechte werden durch die Veröffentlichung der Fotos verletzt. Eine Klage ist zwar sehr unwahrscheinlich, mir ist es aber doch etwas zu heikel mit dem Blog.

Safety first

Ich versuchte das Handy zu orten, was erfolglos blieb. Im Nachhinein etwas für den Diebstahlschutz zu tun, ist kompliziert. Es ist besser Vorkehrungen zu treffen, wenn man noch im Besitz des Handys ist. Mein nächstes Mobiltelefon wollte ich mir auf jeden Fall nicht mehr so leicht streitig machen lassen.

Auf vielen Geräten existiert bereits ein vorinstallierter Ortungsdienst. Für Apple-Geräte gibt es in der iCloud die Funktion „Mein iPhone suchen“. Die Ortung eines iOS Geräts muss jedoch vorher in den Einstellungen erlaubt werden. Ein Android-Gerät kann ab Version 2.2 mithilfe des Android Geräte-Managers geortet werden, doch auch hier muss man vorher die Remote-Ortung erlauben. Auch die Windows-Phones bieten eine ähnliche Funktion an. Über „Mein Handy finden“ können Nutzer*innen ihr Gerät orten

Kiffen in den USA



Legalisierung von Cannabis in Portland, Oregon. Welche Folgen das hat, lest ihr auf Seite 4-5.

Filmexperiment: Victoria



140 Minuten One-Take, packende Filmmusik und junge Schauspieler*innen auf Seite 7.

akduell im Netz

Alle Artikel, die Möglichkeit zu Kommentieren und noch viel mehr gibt es unter: www.akduell.de

lassen, wenn sie auf ihrem Handy über das Microsoft-Konto angemeldet sind. Es besteht jedoch ein fader Beigeschmack bei der Aktivierung solcher Dienste: Wenn ich auf meine Standorte zugreifen kann, wer kann es noch?

Neben den hauseigenen Lösungen gibt es unzählige Apps, die einem den Schutz persönlicher Daten und Ortungsdienste ermöglichen. Für Android-Geräte bietet sich besonders die App „Lost Android“ an. Nach Installation der App und kurzer Registrierung auf der Webseite hat man Zugriff auf verschiedene Funktionen, wie Ortung des Telefons, Aktivierung von GPS oder WLAN, Sperrung des Handys, Löschen der SD-Karte oder Aktivieren eines Alarmsignals, welches das Handy laut aufheulen lässt. Übrigens auch praktisch, wenn es sich in der hintersten Sofaritze versteckt. Man kann die App auch verbergen und so unsichtbar machen. Selbst die Kamera kann auf Befehl hin ausgelöst werden. Braucht man natürlich nicht, wenn der Täter, wie in meinem Fall, so freundlich ist und selbst ein paar schöne Porträts von sich macht.

In der letzten Woche habe ich übrigens keine neuen Bilder mehr bekommen. Ich mache mir fast schon Sorgen um die Gang. Eine letzte Bitte an den Handy-Dieb habe ich noch: Bitte kachel deine Küche neu. Diese braunen Fliesen sind wirklich hässlich. [dav]

Tatort Flüchtlingsunterkunft?

Kommentar

Gegen Nazis reicht?

Von Simon Kaupen

Ein Jahr ist es her, dass die „Hooligans gegen Salafisten“ (Hogesa) nach Lust und Laune einen Nachmittag durch Köln randalieren durften. Am Wochenende jährte sich dieser Krawall-Orgasmus zum ersten Mal und die Nazis verschiedenster Spektren feierten den Geburtstag wenig prachtvoll auf einem matschigen Parkplatz. Dieses Mal kamen scheinbar eher linke Krawall-Liebende auf ihre Kosten.

Bereits am Samstag hatte ein Bündnis zu einer antirassistischen Demo aufgerufen. Gegen Nazis und so; na klar, das ist Minimalkonsens. Aber was ist überhaupt mit diesen Salafisten, gegen welche die Hooligans vorgeben zu kämpfen? Wer sind die und was wollen die?

Entlarvend ist da schon der Demo-Aufruf des Antifa-Bündnis. Gerade ein Zehntel des Textes widmet sich der Thematik, vor allem aber den antimuslimischen Rassismus der bürgerlichen Gesellschaft kurz zu umreißen. Desweiteren heißt es: „Eine Kritik am Islamismus kann nur heißen, ihn auf seine materielle Basis, auf seine ideologische Gestalt und seinen Klassencharakter zu befragen.“ Kritik am Islamismus darf also nur eine Spielart der Kapitalismuskritik sein?

Nicht nur in Köln macht man es sich damit ganz schön einfach. Die Berührungsängste sind groß, ebenso wie die Angst eine eigene, dezidiert emanzipatorische Religionskritik zu üben – nicht ganz zu Unrecht. Wer sich gegen die fundamentale Auslegung des Islams positioniert, bekommt allzu schnell Applaus von Menschen, mit denen man nichts gemein haben möchte. Zudem müsste man einen, wenn natürlich auch sehr geringen Teil, der arabisch-migrantischen Community in diese Kritik mit einbeziehen. Davor scheut sich nicht nur das Kölner Antifa-Bündnis.

Wenn die Linken Religionskritik und damit auch Islamkritik nicht den Falschen überlassen wollen, müssen sie diese aber endlich auch wieder als ihre Aufgabe begreifen. Wenn mir zu Salafismus als Spielart des Islam nichts einfällt und ich mich stattdessen darauf verlasse rechten Hools argumentativ überlegen zu sein, ist das nicht weniger als eine Bankrotterklärung. Gegen Nazis ist auch die CDU.



Die Wachmänner im Essener Opti-Park, die Geflüchtete misshandelt haben sollen, wurden frei gesprochen (Foto: Germe)

Vor etwa einem Jahr wurden verschiedene Fälle von Misshandlungen in Flüchtlingsunterkünften bekannt. Dort sollen Geflüchtete geschlagen, gefoltert oder über Nacht ausgesperrt worden sein. Betrieben werden die Unterkünfte von der Firma European Homecare (EHC), die ihren Hauptsitz in Essen hat. Vergangenen Mittwoch wurde ein Urteil gegen fünf angeklagte Essener Wachmänner gefällt, gegen die sechs Geflüchtete Anzeige wegen Körperverletzung erstattet hatten: Das Gericht sprach die Beschuldigten im Zweifel für die Angeklagten frei.

Nach Aussage des Gerichts gab es bei den Zeug*innenaussagen zu viele Widersprüche. „Die Aussage des Gerichts ist zwar formal korrekt“, sagt Anabel Jujol, Ratsfrau der neu gegründeten Essener Gruppe Schöner Links. „Die Ursachen der Widersprüche sind aber nachvollziehbar“, führt sie fort. Während der Befragung durch die Verteidiger*innen seien die Geflüchteten in sehr kurzen Abständen mit Rückfragen unterbrochen worden. Außerdem: „Nach einem Jahr ist es extrem schwierig, sich genau an so ein zum Teil traumatisierendes Ereignis zu erinnern“, gibt die Ratsfrau zu bedenken.

Ein großes Problem: Zeug*innen waren oft nicht auffindbar. „Beim Opti-Park handelt es sich um eine Erstaufnahmestelle. Viele der Zeug*innen wurden in andere Kommunen verlegt. Sie dort zu kontaktieren ist extrem schwierig“, erklärt Jujol, die die Fahrtkosten eines inzwischen nach Wülfrath verlegten Geflüchteten, der als Nebenkläger aussagte, aus eigener Tasche zahlte. Für ihn sei der Prozess emotional extrem belastend und der Ausgang deprimierend gewesen. Jujol resümiert Ermittlungen und Verhandlung äußerst kritisch: „Es war eher ein Verhör der Opfer, als ein Verhör der Täter.“

Intransparenz als Praxis

Im September vergangenen Jahres hatte das WDR-Magazin Westpol die Misshandlungen von Geflüchteten in einer von EHC betriebenen Flüchtlingsunterkunft in Burbach festgestellt (aktuell berichtete). Dort hatten Sicherheitskräfte offen Gewalt und Folter angewandt. Und auch in Essen prangerten Geflüchtete Gewalt und men-

schenunwürdige Sanktionen an. „Einige Flüchtlinge beklagen, dass sie als Strafe eine Nacht draußen schlafen mussten, weil sie nicht zur Ruhezeit in ihren Zimmern gewesen waren“, schildert Jujol die vorgeworfenen Praktiken der Sicherheitskräfte.

Genauso wenig nachvollziehbar ist für sie die Vermutung des Gerichts, der Grund der Geflüchteten, Anzeigen gegen die Wachleute zu stellen, sei ihr Festhalten an ihrer „Opferrolle“. Die Geflüchteten seien eventuell mit der durchgesetzten Hausordnung nicht zufrieden gewesen, vermutet das Gericht. „Abgesehen davon, dass diese Unterstellung weit hergeholt ist: Die Hausordnung ist nirgendwo einsichtig gewesen“, beklagt Jujol die Intransparenz in der Unterkunft, die Unternehmenspraxis zu sein scheint. In den von EHC betriebenen Zeltstädten dürfen Journalist*innen keine Aufnahmen machen. Die Zustände in den Notunterkünften stehen zurzeit wieder in der Kritik, weil es nur eine geringe Anzahl an Toiletten, keine Waschmaschinen und Trockner gebe und die Infektionsgefahr dort sehr hoch sei. „Wir hoffen, dass die Angeklagten nach der Wiederaufnahme des Verfahrens im Februar nächsten Jahres ihre Strafe erhalten“, so Jujol. Auch der 21-jährige Badr Aboussi, der erst jetzt auffindbar war, soll dieses Mal aussagen. Er beschuldigt drei Wachmänner, ihn aus rassistischen Gründen in der Kantine der Unterbringung zusammengeschlagen zu haben. Mehrere Augenzeug*innen bestätigen seine Angaben.

Trotz der Misshandlungen und der starken medialen Kritik an EHC betreibt das Unternehmen noch immer mehrere Flüchtlingsunterkünfte in Essen und organisiert komplett die Zeltstädte unter Federführung desjenigen Leiters, dem nach Bekanntwerden der Missstände im Opti-Park die Leitung entzogen wurde. So wird der Betreiber beispielsweise die für Ende dieses Jahres geplante Erstaufnahmestelle in Essen-Fischlaken betreiben. Zwar gebe es laut Pro Asyl durchaus Verbesserungen im Unternehmenskonzept, dennoch sei zu kritisieren, dass ein gewinnorientiertes Unternehmen, das besonders an Lebensmitteln und gutem Personal spart, die Betreuung von schutzbedürftigen und vom Krieg traumatisierten Menschen übernehmen soll. [fro]

Eine Möglichkeit mehr

Dritte Option? Nein, keine Verschwörungstheorie sondern eine Grundsatzdebatte. Am 4. November findet eine Veranstaltung zu der Kampagne „dritte Option“ im Autonomen Zentrum in Mülheim an der Ruhr statt. In einem Vortrag soll die politische Kampagne und der bisherige juristische Weg vorgestellt werden. Neben der Klage für einen dritten Geschlechtseintrag möchte die Initiative Raum und Sichtbarkeit für alle Menschen schaffen, die eine Kategorisierung ablehnen und für ein Recht auf gesellschaftliche und juristische Selbstbestimmung kämpfen. Am 16. Februar diesen Jahres haben die Aktivist*innen eine Beschwerde beim Bundesgerichtshof eingereicht.



Tragen Trans*-und Inter*-Menschen halbe Röcke? Ein absurder Versuch Toiletten für alle zu beschildern. (Foto:mac)

„Wird es ein Junge oder ein Mädchen?“, lautet meist die erste Frage in der Schwangerschaft. Viel häufiger als man wahrscheinlich annimmt, lässt sich diese nicht eindeutig beantworten. Berücksichtigt man bei der Geschlechtsbestimmung nicht allein die äußeren Geschlechtsmerkmale, sondern auch die hormonale und chromosomale Ebene, sind Schätzungen zufolge bis zu 1,7 Prozent aller Neugeborenen intersexuell. Sie weisen weibliche und männliche Merkmale zugleich auf. Neben dem medizinischen Hintergrund, gibt es aber auch Menschen, die sich emotional dem binären Raster nicht zuordnen können oder wollen. Sie also weder mit der weiblichen, noch männlichen Kategorie identifizieren, weil sie sich einfach nicht so fühlen. Eine Entscheidung, die zur freien Entfaltung

unserer Persönlichkeit zählen könnte und daher vom Grundrecht eigentlich geschützt sein sollte. Wären da nicht die Gesetzeslücken.

Gewaltsame Kategorisierung

Bereits durch das Geburtenregister wird dieses Wahlrecht allerdings ignoriert. Das deutsche Recht fordert hier das erste Mal eine eindeutige Zuweisung. Der Personenbestand kann bislang nur weiblich oder männlich sein. Zwischengeschlechtliche Menschen existieren sozusagen nicht. Bei intersexuellen Kindern nehmen Ärzt*innen dann eine geschlechtszuweisende Operation vor, die durch Hormonbehandlungen ergänzt wird. Die Entscheidung, welches Geschlecht das Kind bekommen soll, wird zwar mit den Eltern besprochen, allerdings wird die geschlechtszuweisende Entscheidung oft unter Druck gefällt, am besten in den ersten Tagen, Lebensmonaten oder Jahren und führt oft zu gravierenden psychischen und körperlichen Problemen. Während in der Medizin also eine sogenannte „kosmetische Angleichung an die Norm“ vorgenommen wird, werden weitere Betroffene von unserer Sozialstruktur ignoriert oder pathologisiert. Sie werden häufig als krank eingestuft, nur weil sie sich jenseits von „Frau“ und „Mann“ fühlen. Was könnte dieser Prozess der Klassifizierung auch sein? Expert*innen bezeichnen es als einen klaren Verstoß gegen unsere Grundrechte.

Ein Verstoß gegen Art.2 GG

Die medizinischen Eingriffe sind rechtswidrig, da sie den Betroffenen unvermeidbare und irreversible Schäden zufügen. Dadurch verstoßen diese gegen Artikel 2 unseres Grundgesetzes. Auch die darin enthaltene Selbstbestimmung einer Person wird angetastet. Menschen, die eine Kategorisierung ablehnen, werden dazu gezwungen, sich zu entscheiden. Fraglich ist, ob man das als eine „freie Entfaltung einer Persönlichkeit“ verstehen kann. Denn: „Keine Medizin, keine Psychologie, kein Gesetz kann mir sagen, das es mich nicht gibt—als Hermaphrodit. Mein Spiegel beweist doch das Gegenteil“, so die Kampagne „dritte Option“ auf ihrer Homepage.

Australien, Indien, Nepal, Neuseeland und Pakistan gelten hier als Vorreiter*innen. In diesen Ländern gibt es bereits die Möglichkeit eine dritte Option im Geschlechtseintrag anzukreuzen. Das wünschen sich die Aktivist*innen der Kampagne „dritte Option“ zukünftig auch in Deutschland.

Vanja, der*die Gründer*in der Kampagne hat bereits mehrere Menschen gesprochen, die sich davon betroffen fühlen. Gemeinsam möchten sie im Alltag nicht ständig übergangen wer-

den und für eine dritte Option klagen. „Wenn man mit Menschen über die Geschlechterrolle spricht, wird einem häufig vermittelt, dass es ja gar nicht so wichtig sei und man die Angabe ja einfach weglassen könnte“, erklärt Vanja. Anstatt zu versuchen Betroffene in die Gesellschaft zu integrieren, werden sie immer wieder ausgeschlossen. „Schon ein Formular, bei dem ich m oder w ankreuzen muss, bringt mich dazu, mich Stunden lang darüber zu ärgern“, ergänzt Vanja.

Die Veranstaltung im Autonomen Zentrum soll dazu dienen, Menschen über diese Gegebenheiten zu informieren und im besten Fall zu mobilisieren. „In unserem eingangs gehaltenen Vortrag erklären wir die Unterschiede zwischen Trans, Inter und Queer“, so Vanja. Denn häufig würde man gerade dabei auf großes Unwissen stoßen. „Die meisten Menschen kennen die Unterschiede nicht. Ich glaube, dass das der Grund für die Angst vor diesem Thema sein könnte“, begründet Vanja.

Beschwerde beim Bundesgerichtshof

Aktuell hat das Oberlandesgericht (OLG) Celle als zweite Instanz die Beschwerde gegen den Beschluss des Amtsgerichts (AG) Hannover abgelehnt. Vanja hatte diesen Prozess im Juli letzten Jahres mit einem Antrag an das Standesamt Gehrden, den eigenen Geburtseintrag in „inter/divers“ oder alternativ dazu „divers“ ändern zu lassen, initiiert. Am 16. Februar konnte die Beschwerde dann beim Bundesgerichtshof eingereicht werden. Sollte der Bundesgerichtshof die Beschwerde ablehnen, geben sich die Aktivist*innen dennoch nicht geschlagen. Der weitere Plan lautet dann, vor das Bundesverfassungsgericht zu ziehen.

Der Beschluss des OLG Celle sei trotzdem als ein erster Erfolg zu verzeichnen. „Immerhin haben wir es geschafft, die Angabe offen stehen zu lassen“, sagt Vanja. Die jetzige Rechtsituation erlaubt neuerdings die Alternative, die Geschlechtseintragung offenzulassen. Nicht nur bei Neugeborenen, sondern auch die spätere Streichung einer Kategorie ist dadurch möglich.

Wenn eins durch diesen Gesetzesbeschluss deutlich bestätigt wird, dann ist es die Grundannahme der Kampagne: „Es gibt Personen, die sich mit den Begriffen männlich oder weiblich nicht ausreichend genug bezeichnet fühlen“, veröffentlicht die Kampagne auf ihrer Homepage. Die Akzeptanz ist da, jetzt streben die sechs Mitglieder die Ausführung an. „Mein Wunsch wäre es, dass die Geschlechterrollen allgemein in unserer Gesellschaft etwas an Wichtigkeit verlieren“, entgegnet Vanja. [BRIT]

Falls euer Interesse geweckt wurde: Veranstaltung zur Kampagne „dritte Option“: 4. November 2015, 20 Uhr, Autonomes Zentrum, Auerstraße 51, 45468 Mülheim an der Ruhr.

Welcome to Po(r)tlandia



Gratis T-Shirts fürs Branding. Aufschrift: „Portland just got greener“. (Alle Fotos: mac)

An der Promenade von Venice Beach in der Nähe von Los Angeles, Kalifornien, kann man sich für umgerechnet etwa 50 Euro problemlos beim „Green Doc“ medizinisches Marihuana verschreiben lassen. Ja ja, die Migräne. In Portland, Oregon, geht man noch einfacher in einen Laden und kauft sich die grünen Knöllchen für den „recreational use“ – also Freizeitkonsum. Wovon Kiffer*innen hierzulande noch träumen, ist in Teilen der Vereinigten Staaten schon Alltag: Das Gras ist freigegeben. Wir haben uns eine Woche nach der Cannabis-Legalisierung in Portland umgesehen.

Grob vereinfacht gesagt, sind die USA derzeit drei geteilt: In über 20 Staaten ist Pot-Konsum und Besitz weiter verboten. In nochmal über 20 Staaten ist medizinisches Kiffen legal. In Colorado, Washington, Oregon und Alaska ist mittlerweile der Besitz, Anbau und Verkauf von Marihuana auch für den „recreational use“, also den Freizeitkonsum, legalisiert. In der Hauptstadt Washington, D.C. ist der Konsum und Eigenanbau, aber nicht der Verkauf erlaubt.

Oregon gehört damit nicht nur mit seiner spektakulären Natur zu den grünsten Bundesstaaten der USA. Das verdankt der Staat dem jahrelangen Einsatz von Hanf-Aktivist*innen. Der „Oregon legalisiertes Marihuana Initiative“, gelang es Mitte 2014 für ihre „Maßnahme 91“, die nötigen Unterschriften zu sammeln. Damit brachte sie ihren Vorschlag, der sich an der Legalisierung von Weed im Vorreiter-Bundesstaat Colorado orientierte, bundesstaatenweit am 4. November 2014 zur Abstimmung. Am 1. Juli 2015 wurde dann aufgrund des positiven Votums der Konsum, am 1. Oktober 2015 auch der Verkauf von Marihuana legalisiert.

Seitdem dürfen in Oregon Erwachsene über 21 Jahren eine Unze, also 28 Gramm Marihuana in Knollenform, 448 Gramm essbare mit Cannabis versetzte Güter wie Pot-Cookies oder Haschkuchen, sowie zwei mit Marihuana versetzte Liter Getränke besitzen. Zuhause dürfen dann nochmal vier eigene Pflanzen stehen und 224 Gramm getrocknetes Marihuana gelagert werden. Für Europäer*innen schier unvorstellbare Mengen. Die Bewohner*innen von Oregon haben sich Anfang Oktober dann auch ordentlich eingedeckt: Alleine in der ersten Woche nach der Legalisierung sind im nord-westlich gelegenen Bundesstaat Pot-Produkte im Wert von 11 Millionen US-Dollar über die Ladentheken gegangen. Ganz ohne Dealer*innen in Hinterzimmern oder Stadtparks. Ein neuer Wirtschaftszweig wurde geboren.

„Grünlicht-Bezirk“

Auch Portland, die größte Stadt Oregons, will von dieser Boom-Stimmung profitieren: Gerade hat der Beauftragte der Stadt, Dan Saltzman, bekannt gegeben, Downtown zu einem Zentrum des Marihuana-Konsums machen zu wollen. Ein neuer „Grünlicht-Bezirk“ soll für Einheimische und vor allem Tourist*innen entstehen. Bislang galt in Portland eine Sperrzone von 1.000 Fuß, also etwa 200 Metern, zwischen den Marihuana-Shops, um eine Konzentration von Läden in einem bestimmten Viertel zu verhindern. Diese soll jetzt im Stadtkern aufgehoben werden. Tourist*innen aus dem direkt angrenzenden Vancouver werden wohl eher wenig beeindruckt sein: In Washington ist der Marihuana-Konsum ebenfalls bereits legalisiert.

Beim „Portland Hempstalk Festival“, das bereits seit 2005 jährlich stattfindet, hat man bislang für die Legalisierung von Cannabis gekämpft. Am 17. und 18. Oktober 2015

fanden sich - nach der Legalisierung - dagegen viele Firmen auf dem Festival-Gelände. Anbauer*innen und Verkäufer*innen mit Namen wie „Club Sky High“ oder „Mellow Mood“ verteilen Coupons für ihre Läden. Wer möchte, kann sich dort für einige Zeit mit Cannabis für kleines Geld oder gar gratis eindecken. Frühe Kund*innenbindung ist das Ziel der Start-Ups. Schließlich sprießen momentan, neben den bereits vorher existierenden medizinischen Marihuana-Shops, zahlreiche neue Läden aus dem Boden. Sucht man auf leafly.com nach Cannabis-Läden in Portland, knubbeln sich die Lokalisationen auf der interaktiven Karte geradezu.

„Gras-Universität“

Nicht nur für Studierende interessant: Die „Portlandsterdam University“ ist ebenfalls mit einem Stand beim Hempstalk Festival am Flussufer vertreten. Mit dem Slogan „Your Place for Higher Education“ macht sie Werbung für ihr ganz eigenes Semester-Programm. Als angehende*r Cannabis-Studient kann man hier lernen eine Pflanze in nur neun Wochen hochzuziehen, Hanf-Öl herzustellen oder die Basics für das spezielle Indoor-Gardening vermittelt bekommen. Außerdem bietet die Stoney Girl Gardens Seed Company, die hinter der grünen Hochschule steckt, auch Veranstaltungen zu politischem Aktivismus an. Ein Seminar-Wochenende kostet 250 Dollar.

Neben Aufbruchstimmung und allerhand Kuriositäten findet man aber immer noch den handfesten Aktivismus. So zum Beispiel am Stand der Can-Do Foundation. Sie fordert Begnadigungen für alle explizit nicht-gewalttätigen Drogen-Straftäter*innen. Besonders wegen dem bereits 1972 von Richard Nixon ausgerufenen „War on Drugs“, dem Krieg gegen die Drogen, sitzen viele US-Amerikaner*innen wegen Herstellung, Handels und Konsums von Drogen im Gefängnis. An einem Drahtzaun vor dem Stand der Can-Do Foundation hängen Konterfeis von 22 Menschen, die bis zu lebenslänglich für den Verkauf von Drogen im Gefängnis sitzen. Eine Aktivistin verteilt vorgeschriebene Briefe an Präsident Obama, die um Begnadigungen bitten: „Niemand sollte für den Verkauf einer Pflanze im Gefängnis landen“, sagt sie, während sie den Menschen Stifte in die Hand drückt.

Die Kriminalisierung von Drogen-Verkäufer*innen ist eins der großen Themen in der Pot-Aktivist*innen-Szene. Schaut man sich die Zahlen an, sieht man den Grund: Etwa die Hälfte aller Insass*innen in Bundesgefängnissen sitzen wegen Drogendelikten hinter Gittern. Vor allem Minderheiten sind stärker von Anti-Drogengesetzen betroffen. 57 Prozent der im Gefängnis sitzenden Hispanics, also Menschen mit lateinameri-



Thema für den Aktivismus: Inhaftierte Drogenkonsument*innen und Verkäufer*innen.

kanischem Migrationshintergrund, verbüßen ihre Strafe wegen eines Drogendeliktes. Und auch mehr als die Hälfte, also 52 Prozent, der schwarzen Bundesgefängnis-Insass*innen wurden wegen Drogendelikten verurteilt. Ein Marihuana-Verkäufer auf dem Festival sagt dagegen: „Ich habe am ersten Wochenende nach der Legalisierung mehr Marihuana verkauft als diejenigen, die gerade lebenslang in Haft sitzen.“

Trotz Legalisierung: Der Krieg gegen die Drogen

Trotz Legalisierung für den Freizeitgebrauch – das ist unter den Konsument*innen und Aktivist*innen einhellige Meinung – sei noch viel zu tun. Das sagt auch Douglas McVay, einer der Redner*innen auf der Hempstalk-Bühne. Er ist ein bekannter langjähriger lokaler Aktivist, der unter anderem die Seite drugwarfacts.org betreibt. 1984 stieg er einst in Portland aus einem Greyhound-Bus aus, um Marihuana zu legalisieren. Heute sagt er: „Ja, wir sollten weiter für die komplette Legalisierung von Marihuana kämpfen, es gibt aber weitere wichtige Dinge. Niemand sollte festgenommen werden, nur weil er oder sie Drogen nimmt.“ Und: „Jeder Drogen-Konsum sollte entkriminalisiert werden. Ob es sich um Marihuana, Heroin, Methamphetamine oder Kokain handelt.“ McVay kämpft dafür die finanziellen Mittel, die momentan für die Strafverfolgung eingesetzt werden, für gesundheitliche Präventionsmaßnahmen, Aufklärungskampagnen und Suchttherapie aufzuwenden.



Die grüne Kolle geht auch beim Hempstalk-Festival über die Theke. Dazu gibt's Glaszubehör.

Bundesweit liegt die Zustimmung für legales Kiffen in den USA in verschiedenen Umfragen ohnehin mittlerweile bei über 50 Prozent. Dazu dürften auch die medizinischen Marihuana-Shops beigetragen haben, die in vielen Stadtbildern schon Alltag geworden sind. Cannabis ist vor allem zum anerkannten Schmerzmittel geworden: „Wir haben kein Drogenproblem, wir haben ein Schmerzproblem“, sagt Aktivist McVay. Aufgrund dieser gestiegenen Akzeptanz versuchen auch in anderen Bundesstaaten Gruppen, wie die bereits erfolgreiche Oregon legalisiertes Marihuana Initiative, Cannabis für den Freizeitkonsum zu legalisieren. In Kalifornien, Maine, Arizona, Michigan und Massachusetts laufen derzeit ähnliche Unterschriftenaktionen wie einst in Oregon. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Zustimmung fürs Kiffen in den einzelnen Bundesstaaten entwickeln wird.

In Kanada wurde derweil ebenfalls ein Votum für die Legalisierung von Cannabis gesetzt: Bei den Parlamentswahlen wurde die seit zehn Jahren amtierende konservative Partei um Premier Stephen Harper von den Liberalen abgelöst. Mit einer Mehrheit von ganzen 20 Sitzen werden die Liberalen mit dem zukünftigen Premierminister Justin Trudeau komfortabel Politik machen können. Der hatte die Regulierung des Dope-Marktes zum Wahlkampfthema gemacht. Viele Kommentator*innen riechen deshalb schon jetzt den süßlichen Geruch von freiem Cannabis auch in Kanada. Doch das ist ebenfalls noch Zukunftsmusik. [mac]

Szene

Mach mal Foodsharing

Vor den Wegwerfmühen der Supermärkte gerettete Lebensmittel: Foodsharing. Jeden letzten Donnerstag im Monat trifft sich das Foodsharing-Team Essen in gemütlicher Runde, um sich über Neuigkeiten und Orga auszutauschen. Neue Foodsharer*innen und Neugierige sind herzlich willkommen. Gerettetes oder selbstgemachtes Essen gibts inklusive und es dürfen auch Lebensmittel getauscht werden.

↗ **Donnerstag, 29. Oktober, ab 19 Uhr, Café Machwatt, Goethestraße 63-65, Essen.**

Hochkultur

Mach mal Fisimatenten



Du kommst gerade aus der Schule und hast deine erste(n) Uni-Woche(n) hinter dir? Voll anstrengend, oder? Erstmal Party machen! Ab 19 Uhr geht es mit einem Poetry Slam los, ehe die Party ab 22 Uhr vollkommen aus dem Ruder läuft. Der AStA spendiert euch den Eintritt und sorgt dafür, dass Bier und Limo billig ist. Die Moderation des lyrischen Vorprogramms übernimmt Slam Poet und aktuell-Redakteur Björn Gögge.

↗ **Freitag, 30. Oktober, ab 19 Uhr, Hörsaalzentrum S05, Campus Essen, Eintritt frei.**

Ballern

Mach mal Afterhour

Hast du dich an Halloween zu sehr gegruselt und kannst nicht schlafen? Ab ins Morgenland! Um 6 Uhr geht es im Bochumer Projekt-x los mit einer ausgedehnten Afterhour, Ende offen.

↗ **Sonntag, 1. November, ab 6 Uhr, Projekt-x, Hans-Böckler-Straße, Eintritt 5-6 Euro.**

"Das ist eben Krieg, Krieg ist die Hölle."

Anfang des Jahres ging Mike (Name geändert) ins nordsyrische Rojava um die kurdischen Volksverteidigungseinheiten (YPG) in ihrem Kampf gegen den Islamischen Staat zu unterstützen. Nach seiner Rückkehr ist dieses Interview, das in drei Teilen in der ak[due]ll erscheint, entstanden. Im ersten Teil des Interviews schilderte Mike seinen Weg nach Rojava von einer Demonstration in Deutschland bis an die Front im Norden Syriens. Im zweiten Teil liegt der Fokus auf dem Kriegsgeschehen vor Ort.

Von Gastautor Philipp Adamik

ak[due]ll: Bisher hast du ja hauptsächlich vom Verlauf der Al Hasaka Offensive [siehe letztes Interview] berichtet. Wie hast du denn persönlich den Krieg erlebt?

Mike: In dem christlichen Dorf, in dem wir stationiert waren, war das so eine Art Grabenkampf. Wir hatten unser Dorf, die [Anm. d. Red.: der IS] hatten ihr Dorf. Wir waren 200 Meter voneinander entfernt und haben jede Nacht hin und her geschossen. Dazwischen lag nur ein Feld. Das war wie im Ersten Weltkrieg. Das findet man heute in fast keinem Krieg mehr. Zwischendurch haben wir vergeblich versucht, das Dorf gegenüber einzunehmen. Nach vier Tagen hat die US-geführte Koalition dann angefangen das Dorf zu bombardieren. Was wichtig ist, denn ohne die US-Unterstützung [Anm. d. Red.: Seit Ende 2014 fliegt eine von den USA geführte Anti-IS-Koalition Luftangriffe in der Region] würde da rein gar nichts laufen. Die ganze Offensive fing nämlich mit erst unglaublich vielen Luftschlägen an. Die US-geführte Koalition hat durch ihre Luftangriffe die Front vor sich her getrieben. Das war auch bei uns so.

ak[due]ll: Wie kann man sich so eine Luftangriff vorstellen?

Mike: Bei uns wurde zwischen vier und fünf Stunden lang zwischen den beiden Dörfern hin und her geschossen, dann kam ein Flugzeug und hat das Dorf bombardiert. Ständig sind Körperteile auf uns herab geregnet und wir dachten: Da ist niemand mehr am Leben. Eine halbe Stunde lang war auch Ruhe. Da bewegte sich nichts. Dann haben sie allahu akbar geschrien; mega laut. Und wieder gekämpft. Ich weiß nicht, was so eine 500 Kilo Bombe, die ein Jet abwirft, anrichtet. Jedenfalls ist das eine hunderte Meter hohe Rauchsäule. Ein Knall, der die Erde erbeben lässt. Da fliegen die Scheiben aus



YPG-Soldatin während des Kampfes gegen den IS. (Foto: Claus Weinberg 2014/ CC BY 2.0)

den Fenstern; hundert, hunderte Meter weiter. Eine unglaubliche Vernichtung. Also einfach so etwas Großes, Riesiges, Gewaltiges, wobei ich mir nie vorstellen konnte, dass das irgendjemand überlebt, der da in der in der Nähe ist. Aber die haben es überlebt und weiter gekämpft. Nach acht Tagen hat sich dann herausgestellt, dass das Dorf gegenüber verlassen war. Nach vier Tagen Bombardement und nächtlichen Schießereien, hatten sie sich anscheinend aus dem Dorf zurückgezogen.

ak[due]ll: Das klingt so, als ob dein Leben ständig bedroht war. Wie bist du damit umgegangen?

Mike: Da gewöhnt man sich relativ schnell dran. Es ist eine permanente Bedrohung. Es gibt sehr viele Minen, Sprengfallen, Autobomben, Mörser, Scharfschützen, einfach alles. Man kommt in so ein Setting, in ein Mindset. Es ist schwer zu beschreiben. Krieg ist sehr vereinnahmend, sehr intensiv; physisch und psychisch. Und da ist man dann eben drin. Das Leben ist sehr anstrengend. Man kriegt kaum was zu essen. Vitaminmangel, kein fließend Wasser, keine Elektrizität. Ja einfach nichts im Prinzip. Man schläft mit der Uniform, den Schuhen und dem Gewehr neben sich auf dem Boden und muss jede Nacht Wache halten. Man schläft nie mehr als vier Stunden. Das vereinnahmt einen. Man lebt den Krieg dann eben so.

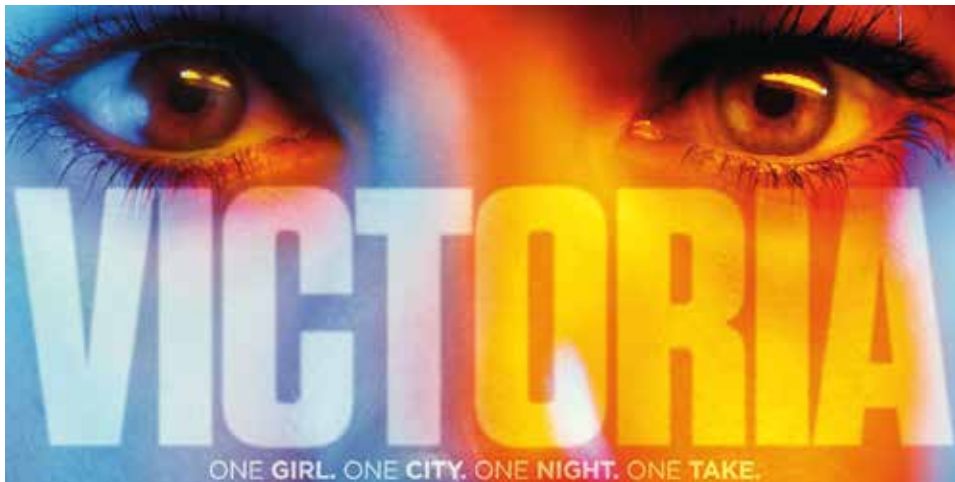
ak[due]ll: Während dieser Angriffe sind auch zahlreiche Menschen gestorben.

Wie hast du den Verlust derjenigen wahrgenommen, mit denen du zusammen gekämpft und gelebt hast?

Mike: Also es sterben weit mehr Menschen, als die offiziellen Zahlen angeben. Viele Menschen sterben, weil sie sich nicht an die einfachsten militärischen Grundregeln halten. Man sieht das und denkt sich, das hätte auch verhindert werden können. Das hat mich in der Regel eigentlich eher frustriert, als dass ich traurig gewesen wäre. Schlimmer war es dann, wenn tatsächlich Leute gestorben sind, zu denen man eine echte Verbindung hatte. Denn durch diese intensive Situation baut man teilweise in relativ kurzer Zeit sehr intensive Bindungen zu Menschen auf. Teilweise sterben Menschen nicht nur, weil sie sich unvorsichtig verhalten, sondern weil sie eben getroffen werden. Weil es eben so ist. Das ist nicht einfach. Das gehört aber eben alles zu diesem Setting. Man verroht natürlich. Aber man muss natürlich auch eine emotionale Distanz zu seiner Umgebung schaffen und sich immer freuen, dass man selbst nicht dran Schuld ist oder dass man selbst nicht erwischt wurde. Ich hab mir anfangs auch für Vieles selbst die Schuld gegeben, aber ich konnte relativ schnell diese gewisse emotionale Distanz aufbauen. Es klingt blöd, wenn man es selbst nicht erlebt hat, aber das ist eben Krieg. Das ist auch der Standardatz, den man da tausendmal hört. Das ist eben Krieg und Krieg ist die Hölle.

Nächste Woche folgt die Fortsetzung des Interviews.

Victoria - geglücktes Filmexperiment



Das Filmplakat zu Sebastian Schippers 2015 erschienenen Film „Victoria“. (Bild: <http://i.ytimg.com/>)

Tatsächlich durften wir es alle noch erleben, dass ein Filmexperiment aus deutscher Produktion ausgestrahlt wird, das nicht Til Schweiger oder Matthias Schweighöfer in den Hauptrollen featured und erfolgreich angelaufen ist. Ein Film, der vielleicht nicht mit seiner Storyline punktet, dafür aber all das auffährt, womit man nicht rechnet: Ein Single-Shot-Film, packende Filmmusik und die Zuschauer*innen als stille*r Beobachter*innen, der trotzdem in das Geschehen einbezieht.

„Ein Mädchen. Eine Stadt. Eine Nacht. Ein Take.“ – So wird Sebastian Schippers Meisterwerk „Victoria“ in einigen Programmkinos im Ruhrgebiet und so ziemlich in jedem Raum in Berlin, der einen Beamer hat, vorgestellt. Eigentlich weiß man nicht genau, was man zu erwarten hat, da der Trailer lediglich eine Gruppe Jugendlicher zeigt, die durch Berlin zieht, mit Bierflaschen in der Hand. Clubbesuch, Tanzen. Waffen, Räubermasken, schillernde Alarmanlagen. Filmtitel, Ende. Soweit so gut, eigentlich alles wie immer. Aber Victoria ist kein Film wie alle anderen. Alleine schon deswegen, weil Regisseur Schipper sich den wohl raffiniertesten Coup in der modernen Flimgeschichte ausgedacht hat: der ganze Film in einem Take. Keine Schnitte, kein Ausblenden – nur ein Take.

Ein Filmexperiment sondergleichen

Hitchcocks „Rope“ oder „Birdman“ haben minutenlange One-Taker eingeführt und konnten dadurch auch überzeugen. Der gravierende Unterschied ist nur, dass diese Filme auch ohne diese Experimentierfreude ausgekommen wären, da ihre Story für sich alleine schon gut genug gewesen wäre. Doch Victoria ist da anders: 140 Minuten lang dieselbe Kamera (geführt von Sturla Brandth Grøvlen) und ein Gefühl, das noch kein anderer Streifen bisher geschafft

hat. Nämlich den Zuschauer*innen, die sich als Teil dieser, mit Verlaub einfachen Reise im nächtlichen Berlin sieht, mit einbeziehen. Die Geschichte Victorias ist eine recht simple, sie berichtet von einem spanischem Mädchen, das sich nach einer durchzechten Nacht in Berlin von vier Jungs dazu überreden lässt, mit ihnen loszuziehen und später am morgen sogar eine Bank auszurauben. Nichts Überraszendes oder Innovatives, doch trotzdem eine Art Neuheit.

Durch die einzigartige Kameraführung in Victoria bekommt man ein ganz anderes Kinogefühl. Mal schwenkt sie panisch hin und her, und verdeutlicht so die Spannung einer Situation, mal bleibt sie ruhig und zeigt die Schönheit eines einzigen Moments an einem ruhigen Morgen. Diese pulsierenden, spannenden, aber auch oft sehr stillen Bilder werden durch die dafür zugeschnittene Filmmusik von Nils Frahm perfekt abgerundet. In der einen Sekunde befindet man sich im Club mit dröhnenden Bässen und wummernden Beats, im nächsten Moment mit ruhigen Piano-Parts und sanften Streichern über den Dächern Berlins.

Preise, Auszeichnungen, Ehrungen

Der Mix aus eben jenen Attributen half Victoria dabei, den Deutschen Filmpreis 2015 komplett auf den Kopf zu stellen: Beste Regie, Beste darstellerische Leistung (beide Hauptrollen), Beste Kamera, Beste Filmmusik – daneben noch diverse Auszeichnungen der Berliner Morgenpost und des Deutschen Filmkunsttheaters. Fehlt ja eigentlich nur noch der Oscar, oder? Gutes Stichwort! Mit seiner außergewöhnlichen Experimentierfreudigkeit und der gelungenen Verbindung zum Zeitgeist wäre Victoria eigentlich der perfekte Kandidat für den Auslandsoscar, der für nicht-englischsprachige Filme vergeben wird. Eigentlich. Victoria (gespielt von Laia Costa) und die Berliner Kleingangster (u.a. Frederic Lau, Max Mauff und Burak Yigit) unterhalten sich nämlich zu 49 Prozent des Films auf Englisch. Deutlich zu viel für die Academy und

Konsum Tip



Fair-Teiler: An den Campus in Duisburg und Essen kann man im Fair-Teiler Lebensmittel, Klamotten oder andere Gegenstände, die man nicht mehr benötigt, für andere aber noch einen Wert haben können, abgeben. Natürlich kann jede*r sich auch etwas herausnehmen. In Essen findet ihr den Fair-Teiler im **AS-tA-Gang** in To2, in Duisburg im **LF-Gebäude**. Schaut doch mal vorbei!

somit ein Grund den Film zu disqualifizieren. Man kann nun trauern, oder sich darüber ärgern, dass schon wieder ein Film aus Deutschland im Rennen ist, der – Überraschung – sich mit der Nazizeit auseinandersetzt („Im Labyrinth des Schweigens“ mit Alexander Fehling und Friederike Becht) und den Inhalt der Machart vorzieht. Eben weil Victoria filmtechnisch eine kleine Revolution darstellt und sich nicht in die Hollywood-typischen Klischees einreihet, erregte er internationales Aufsehen und steht aus diesem Grund vor dem klassischen „deutschen Polit-Drama“.

Filmgeschichte bald im eigenen Wohnzimmer

Es bleibt nur zu sagen: Hut ab, Herr Schipper, Frau Costa und alle anderen, die an dieser unfassbaren Reise mitgewirkt haben! Ihr habt das geschafft, was nur wenige deutsche Produktionen in den letzten Jahren erreicht haben: neu und innovativ zu sein, vor allem was die Machart angeht und nicht den Inhalt. Viktoria pulsiert, bewegt und erzählt eine so simple Geschichte in so unglaublichen Bildern, dass man sich nicht wünscht, dabei gewesen zu sein, sondern sich dank der herausragenden Kameraführung auch als ein Teil der Clique fühlt. Wer den Film nun verpasst hat, dem sei Folgendes geraten: Vorbestellen, bis zum 21. Dezember warten und Filmgeschichte im eigenen Wohnzimmer genießen und erleben. [bjg]

Bio mich nicht zu



Darf's auch mal ökologisch sein? (Foto: Gerne)

Von „Bio is für misch Abfall“ bis hin zu „Du weißt aber schon, dass Bio-Produkte alle Schwindel sind?“ Die Biodebatte interessiert scheinbar selbst die uninteressiertesten der Uninteressierten und wird mir immer wieder unfreiwillig aufs Brot geschmiert. Denn schließlich bin ich eine dieser naiven, seltsamerweise nicht aluhuttragenden Menschen, die tatsächlich im Bioladen einkaufen.

Eine Glosse von Linda Gerner

Coca-Cola ist jetzt grün, McDonalds hat einen neuen grünen Anstrich – alles voll Bio. Vor allem natürlich weil McDonalds tatsächlich mit einem Burger mit Bio-Rindfleisch um die Ecke kommt. Was ich davon halte? Ehrlich gesagt: Juckt mich nicht. Die Fastfood-Kette hat bei mir nicht plötzlich einen höheren Stellenwert, weil sie aus PR-Gründen einen neuen Burger haben. Trotzdem erwarten viele, dass ich, als Bio-Einkäuferin, dazu eine Meinung habe – nein schlimmer noch – diese mit allen möglichen Menschen diskutieren möchte. „Sag mal, wie findest du das denn?“ Ihr wisst es doch eigentlich: Wir „Ökos“ sind glücklich in unserer Bio-Seifenblase im Bioladen mit unseren Gesundheitsschlappen und den langen, filzigen Haaren. Glaubt ihr wirklich, dass wir eine Ahnung davon haben, was um uns herum passiert? Ich bin ja schon froh, wenn mir nach kurzem Überlegen der aktuelle Wochentag einfällt.

Gut, auch wenn ich mich gern darüber beschwere: Fürs Bullshit-Bingo spielen ist die

Bio-Debatte wunderbar geeignet. Probiert es doch einfach mal bei der nächsten Grundsatzdiskussion auf einer linken Party in der versifften Küche aus. Zu meinen Favoriten gehören:

- „Wie kannst du dir denn bitte Bio-Essen leisten?“
- „Bio, ist das nicht alles, was Gemüse ist?“
- „Bio wird auch total überschätzt“
- „Bei Bio ist für mich ja das Problem, es schmeckt nach Nichts.“
- „Hab nie verstanden, wieso plötzlich alle in diesen Bio-Wahn verfallen.“

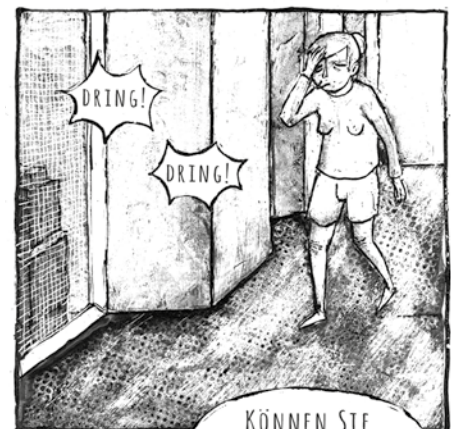
- „Hast du dich mal informiert, woher dein tolles Bio-Essen kommt? Im Ausland gelten dafür doch überhaupt keine gesicherten Regelungen!“
- „Mit dem Bio kaufen fühlst du dich auch unglaublich gesund, oder?“
- „Komm, gib's zu: Du isst doch auch nur Bio, weil's grad im Trend liegt.“
- „Dieses Bio – gibt es das eigentlich auch in billig?“
- „Wo genau ist eigentlich der Unterschied zwischen einer Bio-Gurke und einer normalen Gurke? Ist doch beides Gemüse und kommt später in den Biomüll?!“
- „Mittlerweile ist man ja schon wieder cool, wenn man NICHT Bio kauft.“
- „Bei Biogemüse hab ich den Eindruck, dass es bereits auf dem Kassenband an zu schimmeln fängt.“
- „Kaufst du jetzt eigentlich nur Bio um dein Gewissen damit zu beruhigen?“

Nur so als kleine Anfangshilfe. Das RTL2-scripted „Bio is für misch Abfall“-Schätzchen ist und bleibt jedoch Spitzenreiter. Bingo! Besonders erheiternd wird es jedoch, wenn die Kassiererin im Rewe plötzlich einen Anflug von „Jeden Tag eine gute Tat“ hat und dich liebevoll darauf hinweist, dass du scheinbar versehentlich nach den Bio-Äpfeln gegriffen hast. Nach freundlichem Erklären, dass dies beabsichtigt war, kommt ein ungläubiges: „Aber die sind doch viel teurer.“ Ach ja. Und da soll noch mal jemand sagen, die Bio-Käufer*innen wollen immer allen ihre Meinung aufzwingen. Oder erzähle ich hier etwa von artgerechtere Tierhaltung, giftigen Pestiziden oder zu hohen CO₂-Emissionen?

HIRNAKROBATIK

5			1		8	3
3	1		7	6		
		9	5			2
		4	6			
7		2	1			4
			5	8		
6			3	2		
			2	6	4	9
2	9		7			8

WOHNHEIMGESCHICHTEN



Impressum

Studentische Zeitung für Duisburg, Essen und das Ruhrgebiet

Herausgeber: AStA der Uni Duisburg-Essen, der Vorstand: Felix Lütke u.a.

Projektkoordination: Nils Kriegeskorte

Anschrift: aktuell, c/o AStA der Uni Duisburg-Essen, Universitätsstraße 2, 45141 Essen

Comic: Jennifer van de Sandt

Gestaltung: Alexander Bönninger

Redaktion dieser Ausgabe: Maren Wenzel (mac), Marie Eberhardt (mal), Linda Gerner (Gerne), Britta Rybicki (BRIT), Björn Gögge (bjg), Daniel Veutgen (dav), Simon Kaupen (ska), Philipp Frohn (fro)

V.i.S.d.P.: Maren Wenzel (mac)

Auflage/Druck: 5.000 / Megadruck, Westerstede

E-Mail: redaktion@aktuell.de

Web: www.aktuell.de